

Mario Monteiro

# SPUREN AUS REVIRONA

*Novelle*

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2016

Bibliografische Information durch die  
Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-96008-285-9**

Copyright (2016) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Autor  
Umschlagzeichnung © Joao Carlos Macedo  
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)  
10,00 Euro (D)

Gewidmet  
Artur Ricardo  
*und*  
Florian Gaston



Seit mich meine Wege und Irrwege in die Rue de La Gare geführt hatten, wurde ich das ständige Knarren der veralteten Bohlen nicht mehr los. Weiß Gott, vielleicht hatten sie schon ein paar hundert Jahre hinter sich. Jede Nacht jagten mich wahnsinnige Träume in quälende Finsternis. Draußen vor der düsteren Schlafkammer krochen keifende Ratten durch morsches Gebälk. Wie hatte sich alles verändert. Als mich schließlich ein spärlicher Sommer von einem Tag auf den anderen verlassen hatte, schleppte ich mich lustlos und mit einem Gefühl im Magen, als hätte ich eine Handvoll Nägel verschluckt, durch die trostlose Mansardenbude. Gelegentlich ertappte ich mich auch, wie der eine oder andere Seitenblick auf den recht und schlecht schließenden Spitzbogen fiel, um meine dürftige Höhle von der Außenwelt abzuschirmen. Draußen befand sich der düstere unterwindschiefen Balken schwankende Gang, der lediglich zu einer altersschwachen Treppe führte. Und damit hatte ich mich abzufinden, eine Tatsache übrigens, die mich mit der Genauigkeit eines Stundenglasses daran erinnerte, dass ich Tage und Wochen, die nun hinter mir lagen, in einem Museum zuzubringen schien, ohne mir letzten Endes darüber im Klaren zu sein, auf welch kurvenreichen Pfaden ich in jener verstaubten Dachkammer gelandet war. Weshalb nur waren die ganzen Jahre nicht anders verlaufen? Und vor allem, wie sollte es von jetzt an weitergehen? So lagen Rätsel über Rätsel vor mir, ohne der Lösung auch nur ein kleines Stück näher zu kommen.

Hier in LeHavre, so glaubte ich damals, gab es nicht das mindeste Zeichen, dass sich in meinem Leben noch Wesentliches ändern könnte. Wenn mir nichts anderes in den Sinn kam, um meine meist in den Morgenstunden aufkommende Trostlosigkeit zu verjagen, dann untersuchte ich den abblätternden Gips an der nüchternen Wand, über der das alte Schieferdach bei jedem Windstoß jaulte. Keine zwei Meter unter hunderten von klopfenden, dann und wann hohl aufeinander schlagenden Dachziegeln wälzte ich mich in meinem Bett. In meinem Bett? Keine Spur davon! Die von vielen Mietern plattgelegene Matratze hätte gewiss ganze Bände erzählen können. Unsinniger Weise, vielleicht auch nur durch meinen gegenwärtigen Zustand zu entschuldigen, überlegte ich, ob sich für das ohnehin bescheidene Mobiliar der Bude nicht ein besserer Platz finden ließe. Doch dagegen sprachen hauptsächlich zwei Gründe. Der erste lag in Madame Leclaires despotischem Vorbehalt, dass in der Klausen nichts, aber auch gar nichts, – was sie mich schon am Vormittag meines Einzugs wissen ließ –, verändert werden dürfe. Übrigens eine völlig unnötige Bemerkung, denn von dort, wo das Bett stand, bis zum Dachfensterchen waren es nicht mehr als vier gute Schritte. Schon deshalb war an ein entscheidendes Umstellen der wenigen Gegenstände, – ich zitiere das Bett, einen spindartigen Kleiderschrank, dessen Tür, sobald man sie öffnete, mit dem blechernen Biertisch nebst Klappstuhl in Konflikt kam – ohnehin nicht zu

denken. Natürlich kam ich über Madame Leclaires unsinnigen Einwand nicht hinweg, was mich auf die Idee brachte, der ‘Dame des Hauses’ mittels einer eiligst angefertigten Zeichnung zu beweisen, dass ... doch gerade in diesem Moment stapfte die Leclaires, wie ich sie von nun an der Einfachheit halber nennen werde, die Treppe herauf. Zimmerwirtinnen sind nun einmal so und keine Macht der Welt wird sie ändern. Ich sah es ein und zerriss das Beweismaterial.

Meinen einzigen Wollschal schlang ich gleich zweimal um den Hals und zurrte ihn fest. Viel half es nicht. Seit Tagen hing dichter Nebel in den Gassen und widerspenstige nasskalte Luftmassen fegten vom Kanal herüber und stürmten ungehemmt über die Dächer der von mir selbst ausgesuchten Umgebung. Wer wollte in jenen Tagen noch an die kühnen Versprechungen der Wetterfrösche glauben? Noch eine weitere Woche in diesem Stil und man wird mich, auf dem Gipfel der Fieberkurve angelangt, in die ‘Städtische’ verfrachten. Der ungewohnte Geruch stieg durch meine von tagelangem Schnupfen brennende Nase Richtung Stirnhöhle. Also wieder raus aus dem Bett um festzustellen, um was es sich dieses Mal handeln könnte. Unsicher, ohne meine an den großen Zehen durchlöchernten Pantex-Pantoffel anzuziehen, schob ich mich in Richtung auf die von Rost überzogene Dachluke. Ich sah es sofort! Draußen zogen dichte Rauchschwaden vorbei. Und irgendwo knisterte und krachte es.

Entgegen jeglicher Vernunft zog ich an der Luke, an der sich im Morgengrauen die ersten Eisblumen festgesetzt hatten. Irgendwo musste Feuer ausgebrochen sein. Richtig. Keine zweihundert Meter von meiner Bude loderten Flammenzungen aus dem bleigrauen Blechdach der benachbarten Mietwohnungen. Ich hustete in den ungemütlichen Novembermorgen hinaus.

Ich dachte an den veralteten Gasleitungen. Irgend-eine Stichflamme vielleicht? Kann in den nächsten fünf Minuten nicht gleich alles in die Luft fliegen? Wenn ich ganz ehrlich sein sollte ... Und warum sollte ich es eigentlich nicht? Lodernde Flammen und bestialische Hitze hatten mich seit meiner Kindheit in Angst und Schrecken versetzt. Panik hatte mich stets erfasst, obwohl ich nie in einen Brand geraten war, noch weniger in eine echte Gefahr, die mein Leben hätte bedrohen können. Aber dieses Mal? Safety first! Ich schnappte nach Hemd und Hose, zog den Pulli über den Kopf, um das bisschen Hab und Gut in die alte Tennistasche zu stopfen. Böse Überraschungen hatten mich in letzter Zeit am Würgegriff. Doch dann wurde es wieder besser. Nichts von all dem, was ich befürchtet hatte, war letzten Endes eingetreten. Das schrille Gebimmel des Löschzuges gellte nicht mehr durch unsere schmale Gasse und die graublauen Schatten, die noch vor wenigen Minuten durch die Gasse zogen, waren schnell verflogen. Nur der Himmel über uns blieb eisig, bleigrau und verhangen, so wie er es schon seit Tagen vorgesehen hatte. Allein

der Versuch mich an all das zu erinnern, quälte mich. Wann war das eigentlich? Wann hatte ich zum letzten Mal einen sonnigen Tag gesehen? Zum Teufel mit der Grippe. In diesem Jahr hatte sie mich schon zum zweiten Mal im Genick. Der ganze Dreck musste allmählich zentimeterdick in meinem Rachen hängen und nichts deutete darauf hin, ihn so schnell wieder loszukriegen. Zwei Tage später ging es mit den Ohrenschmerzen los und in meinem Kopf hämmerte es wie auf einer Werft, von hundert Wehwehchen in meinem Genick und im Rücken und in den Knien nicht zu reden. Wider besseres Wissen machte ich mich am nächsten Morgen auf, um doch noch einen Arzt zu konsultieren. Nach einer Untersuchung, die kaum zwanzig Minuten gedauert hatte, warnte man mich vor meiner Kettenraucherei. Und dabei sah mich der Doktor an wie ein entsetzter Vater, der in das miserable Schulzeugnis seines Sohnes starrt. Eine ganz gefährliche Grippewelle gehe um, behauptete er zum dritten Mal und schrieb an einem Rezept, dessen Umfang nur für Schwerkranke gedacht sein konnte. Mein Gott! Am Ende würde ich noch mit einem ganzen Beutel voll Arzneien in meine Bude schleichen müssen. Nach ein paar gut gemeinten Ratschlägen kassierte er sein Honorar und raunte an der Tür etwas, das sich nach 'guter Besserung' anhörte. Natürlich hatte er übertrieben. Ärzte übertreiben meistens. Im Interesse ihrer Patienten, wie sie behaupten. Sicher vergaß er es deshalb auch nicht, mich vor chronischer Bronchitis zu warnen und mir dabei noch

sämtliche Phasen einer akuten Lungenentzündung in den grellsten Farben auszumalen. Und wie das im Alter wäre, wenn noch ein hübsches Enfisemchen dazukäme und von was weiß ich noch allem. Als ob sich mein erbärmlicher Zustand durch derartige Zukunftsvisionen verbessern ließe. Draußen auf der Straße sah ich es ein. Allzu viel hatte der Besuch nicht gebracht. Und da ich mich selbst vor der dritten Apotheke nicht dazu entschließen konnte, nach dem Rezept zu suchen (Wo hatte ich es nur wieder hingesteckt?), erinnerte ich mich an Oma Veronicas Weisheiten und kaufte zwei Zitronen und ein Glas Honig, ohne den obligaten Cognac zu vergessen. Nie hatte es die alte Dame vergessen, dieses Wundermittel anzupreisen. Ich schnappte also nach meiner einzigen Tasse und fing an, den zweifelhaften Hustensaft zu mischen. Oma Veronica musste es ja wissen. Den mir völlig unwichtigen Fieberthermometer verdammt ich sofort in der untersten Schublade hinter einem halben Dutzend Hemden. Wieder am Tisch, glotzte mich der Kontoauszug, den mir Madame Leclaires tags zuvor unter der Tür hindurch in die Bude gezaubert hatte, vom Tisch aus an. Abrupt vollführte ich eine Dreivierteldrehung und warf einen trostlosen Blick auf das zerwühlte Bett. Schließlich folgte noch ein Gruß meines fieberzermarterten Gesichtes in den gelbgrau angelaufenen Spiegel hinüber zu den Eisblumen am Dachfensterchen. Ganz klar, viel besser wurde meine finanzielle Situation hierdurch auch nicht.

Das Wetter werde sich so schnell nicht bessern, erfuhr ich aus dem verstaubten Transistor, den ich mit mir durch halb Europa geschleppt hatte und an dem statt des schwarzen Hebelchens nur noch ein bissiger Stahlstift aus dem Kunststoffdeckel ragte, nur um mich bei jeder Gelegenheit in den Daumen zu stechen. Als sie mit den Börsennachrichten anfangen, stellte ich ab. Kurze Zeit später, zweckmäßigerweise in Wollschal und Pulli verpackt, kroch ich erneut unter die Decke. Schon wieder dieser Schatten! Monsieur Trudeau natürlich. Was wollte dieser Kerl schon wieder? Eigentlich konnte es mir gleich sein. Seine herunter gewirtschaftete Exportbude war schließlich seit zwei Tagen dicht. Definitiv übrigens und meine bescheidene Stellung war im Eimer. Natürlich genau so definitiv. Ich machte mir nicht die geringsten Illusionen über das, was mich in nächster Zukunft erwarten wird. Das bisschen, das mir dieser Gauner als großartige Abfindung auf den Tisch gelegt hatte, war sowieso nicht mehr, als das Gesetz vorschrieb. So war für mich eine wirklich umwerfende Alternative nicht in Sicht, wollte ich mich nicht als Straßenhändler oder Gelegenheitsjobber über Wasser halten. Aber dann ging es endlich richtig los. Es kam ganz unerwartet. Omas Wundermedizin begann im Hals zu kratzen. Also doch und ich hatte schon gar nicht mehr daran geglaubt. Ich stierte auf den blechernen Biertisch, den mir Madame Leclair zur Verfügung gestellt hatte; wohl weil sie nicht wusste, was sie mit dem widerlichen Möbel anstellen sollte. Da stand er

nun und der Kontoauszug, der mich von dort aus anstarrte, schien mich an schlimme Zeiten zu erinnern. Einfach weltbewegend, wie der Mensch durch so einen lächerlichen Papierfetzen von einem Tag auf den anderen aus der Ruhe zu bringen ist. Wenn Dr. Fritzen nicht gewesen wäre. Der gute Dr. Fritzen aus Altona. Er hatte es mir doch bei jeder Gelegenheit prophezeit!

„Kopf hoch, junger Mann!“ So fing er stets seine Durchhalteparolen an. „Es kommt auch wieder anders. „Irgendwann in Ihrem Leben“ ließ er immer wieder von sich hören. Und so weiter und so fort! Viel hatte es mir damals auch nicht geholfen. Bald war ich weg aus Altona, um Besseres zu finden. Doch seinen Rat hatte ich mitgenommen und nie wieder vergessen. Man kommt erstaunlich weit damit.

Zwei Tage später rannte der Büroboy hinter mir her. „Ici. Monsieur, cette fax c'est pour vous.“

Ein Fax für mich? Wozu denn das? Trudeaus Laden war doch dicht. Man hatte mich ausbezahlt und damit Schluss! Na ja. Ich gab dem Jungen eine Zwei Euro-Münze in die Hand. Und wie er mich anstrahlte. Dann starrte ich auf den Text. Das Fax kam aus Brasilien. Mein Gott, Brasilien! Irgendjemand hatte mich dort drüben nicht vergessen. Und ich wand mich mit meinen französischen Sorgen in der Gegend herum. Was könnte mir die Zukunft noch bescheren? Ein Fax von Antonio. Dazu muss man wissen, Antonio war mein bester Freund. So ein guter Freund, wie

man nur wenige hat. Wie hatte er mich nur ausfindig machen können? Nach über zwanzig Jahren! So lange hatten wir nichts mehr von einander gehört. Sofort erinnerte ich mich an die Bombe, die wir damals zusammen gebastelt hatten. Es war an einem Samstagnachmittag. In unserem Chemie-Saal. Wenn es sich unsere geniale Konstruktion nicht anders überlegt hätte. Nach einer ohrenbetäubenden Explosion hätte niemand mehr den alten Chemiesaal wieder erkannt. Na ja, der Chemikalienschrank im Eimer, Hocker kaputt gehauen, Glassplitter der Erlenmeyerkolben und Pipetten überall auf dem Boden und die Tür auf den Korridor hinaus in Splitter verwandelt. Antonio lag mit ein paar anständigen Verbrennungen im Krankenhaus und wenn unser Rektor am Ende nicht so ein vernünftiger Mann gewesen wäre, dann hätte man uns in hohem Bogen aus der Schule gefeuert. Aufräumarbeiten im Keller und tagelanges Schulhofkehren schienen dem klugen Mann jedoch sinnvoller gewesen zu sein. Bald nach diesem Wirbel, der unserer bescheidenen Schülerzeitung die einmalige Chance einer Extra-Auflage beschert hatte, verzogen Antonios Eltern in den Nordosten Brasiliens und wir hatten uns aus den Augen verloren. Für immer, wie ich lange geglaubt hatte und es wäre mir auch nicht im Schlaf eingefallen, nach so vielen Jahren an ein unerwartetes Wiedersehen mit Antonio zu denken oder mich auch nur zu fragen, was aus ihm geworden sein könnte. Doch an diesem Morgen veränderte sich meine Welt. Ich verkroch mich an meinen Stamm-

platz im 'Bon Matin'. Zur Feier des Tages erlaubte ich mir eine Tasse mehr und vertilgte dazu zwei Riesenbrötchen, wobei ich den Dreizeiler wieder und wieder las. Natürlich brachte mich das keinesfalls weiter. Antonio Bonaventura hatte sich nach langen Jahren wieder einmal etwas ganz Besonderes einfallen lassen. War es so lange her? Ich rechnete nach. Ja, gute 20 Jahre mussten inzwischen vergangen sein. Ein Spaßvogel war Antonio schon immer gewesen. Doch das hier ging mir entschieden zu weit. Wie kam er auf so eine ausgefallene Idee? Hätte er sich nicht genau so gut einen anderen Mann suchen können? Bei dieser Arbeitslosigkeit! Weshalb suchte er ausgerechnet nach mir? Gute zehntausend Kilometer jenseits des Atlantiks! Hier in Frankreich? Woher wusste er denn überhaupt ... mein Gott! Einer von uns könnte doch längst nicht mehr leben. Auf welcher rätselhaften Weise hatte er mich überhaupt aufspüren können. Meine Eltern waren schon vor Jahren gestorben. Gab es vielleicht jemand, der meine Adresse hier in Frankreich ...? Nein und nochmals nein. Ich hatte längst alle Brücken abgebrochen. So glaubte ich jedenfalls. Und jetzt saß ich in LeHavre in einer Situation, in der man dringend Hilfe brauchte und nicht mehr wusste, wie es am nächsten Tag weitergehen sollte. Niemand in meiner Lage hätte sich darauf einen Reim machen können. Oder war es nur das nächste Glied einer Kette sonderbarer Ereignisse, die ich lange nicht als solche erkannte und mit denen ich, wie sich noch

herausstellen sollte, nie richtig fertig werden würde. Wie auch immer!

Antonio Bonaventura brauchte jedenfalls einen neuen Mann. Dringend übrigens, wie in der Nachricht stand. Jemand, der Deutsch und möglichst ein bisschen Englisch beherrschte und der etwas von Buchhaltung versteht. Und jemand, dem er auch vertrauen könnte. Natürlich vertrauen. Ganz sicher. Vertrauen war für Antonio schon immer das Wichtigste gewesen. Auf dem Rückweg zu meiner Bude checkte ich die knappe Liste durch. Das mit den Sprachkenntnissen war wohl klar. Nur die Geschichte mit der Buchhaltung! Da konnte ich Antonio wirklich nicht viel bieten. Nein. Um ehrlich zu sein, gar nichts. Andererseits – ich wollte weg von hier. Ich wollte? Nein, ich musste weg. Schwankte der Boden unter meinen Füßen nicht schon wieder? Geheimnisvoll drohend wie Minuten vor einem Erdbeben, der alles verschlingt. Und genau das war der Punkt, an dem ich immer wieder hängenblieb. Doch enttäuschen durfte ich meinen alten Schulfreund nicht. Wie schon gesagt, Bona, war zeitlebens mein einziger Freund gewesen. So jemand, wie man nur ganz wenige hat. Wenn überhaupt. Und mit denen man unbedingt rechnen konnte. Ich selbst wäre nie auf den Gedanken gekommen, ihn um Hilfe zu bitten. Wohin hätte ich ihm auch schreiben sollen? Und nun kam dieses Fax von ihm. Ich kam auf keine Lösung! Woher konnte er wissen ...? Ganz gleich. Er brauchte mich einfach. Als Buchhalter. Auch das noch! Gleich nach meiner

Ankunft in Rio oder in São Paulo oder wo es auch sei ... ein Schnellkursus für Buchhaltung wäre als erstes fällig. So etwas lässt sich schließlich lernen. Wie kam Bona nur auf so etwas? Ich ... und Buchhaltung! Immobilienwerte? Hatte Antonio vielleicht Häuser und Grundstücke? Seine Eltern waren doch bettelarm gewesen. Oder hatte er es inzwischen mit Halbfertigwaren zu tun? Eine Fabrik vielleicht? Als ich bei langfristigen Verpflichtungen angekommen war, musste sich mein Gesicht zu einer bösen Grimasse verzogen haben. Dann lachte ich mich aus. Obwohl ich nicht den geringsten Grund dazu hatte.

Die beiden Männer, die mich vom Sehen her kannten und sich am frühen Morgen mit ihrem Burgunder beschäftigten, lachten zu mir herüber. Was wussten sie schon von meinen Problemen? Dann verging mir das Lachen ziemlich schnell. Ich war bei 'kurzfristigen Verpflichtungen' angelangt und diese hatten mit meiner eigenen Situation zu tun. Kurzfristige Verpflichtungen! Und ob! Sehr kurzfristige sogar. Draußen vor dem 'Bon Martin' kämpfte ich mich durch plötzlich aufkommendes Schneegestöber. Als ich vor Madame Leclaires' Bimssteinhöhle ankam, fiel mir die Anzeige wieder ein. Hoffentlich lag die Zeitung, in der ich das Inserat versehentlich überflogen hatte, auch noch auf dem Tisch. Gesternabend hatte ich die Seite ganz zufällig gestreift. Zufällig? Schon wieder ein seltsamer Zufall? Ich strauchelte. Immer wieder waren es ein paar dumme Zufälle gewesen, die mich aus der Bahn geworfen hatten. Oder glückliche Um-

stände, die mich davor beschützten, noch größeren Dummheiten zum Opfer zu fallen. Wobei ich mir jedes Mal einredete, dass dieses Mal ganz sicher nichts schiefgehen werde. Der Teufel hole die Zufälle. Ich stürmte die Treppe hinauf. Droben in der Bude fiel mein erster Blick auf den Tisch. Nichts als das gewohnte Durcheinander. Nur die gestrige Zeitung war mehr nicht mehr zu sehen. Vielleicht hätte der Kerl vom Kiosk gegenüber noch ein Exemplar von gestern. So schnell wie sie gekommen war, gab ich die Hoffnung auf. Meistens war der 'Bon Jour LeHavre' um diese Zeit längst ausverkauft. Ich zog den Papierkorb unter dem Tisch hervor. Dann atmete ich auf. 'Bon Jour LeHavre'! Mitten unter einem Päckchen längst uninteressant gewordener Nachrichten, einem Fetzen zerrissenen Packpapiers und einer kleinen Schuhschachtel, die schon seit über einem Jahr als geheimes Versteck verräterischer Fotos herzuhalten hatte, fand ich, was ich suchte. Meine Erinnerung hatte mich also nicht getäuscht. Auf der vorletzten Seite hatte ich es doch gestern noch gestreift. Ich schlug mich vor die Stirn. Wie kam ich denn dazu, Inserate auch nur zu überfliegen, obwohl sie nicht das geringste Interesse für mich hatten. Ich suchte nichts als einen neuen Job. Einen Job und sonst gar nichts! Nur deshalb durchkämmte ich seit Tagen die Inserate jeder Zeitung, die mir in die Finger kam. Vielleicht, so hoffte ich, öffnete sich doch irgendwo eine Tür, um mein Glück in Europa ein weiteres Mal zu versuchen.

Optimismus, junger Mann. Die Stimme Dr. Fritzens drängte sich wieder an mein Ohr. Doch das seltsame Fax kam aus Brasilien. Und dieser Dr. Fritzen, der mich alle paar Tage an den Optimismus erinnerte, saß weit ab von hier in Altona. Doch bis jetzt hatte er noch immer Recht gehabt. Von einer Stunde auf die andere sah alles anders aus. Nur weil es die Leclaires versäumt hatte, den Papierkorb zu leeren. Oder sie war einfach zu faul dazu. Oder das Ding stand nach ihren Begriffen viel zu weit unter dem Tisch.

Ich fischte nach dem Inserat und strich die Seite sorgsam glatt. Dann erst überzeugte ich mich, dass das verlockende Angebot tatsächlich in Frage käme. Rotterdam – Rio Santos. Genau das war es doch, wonach ich suchte. Spottbillig! Ich las die Zeilen immer wieder. Gehen Sie an Bord! Sie werden es nicht bereuen! Ich forschte in meinem Kontoauszug. Wie viel war noch drauf? Die Zahlenreihe verschwamm vor meinen Augen. Ich rechnete und rechnete. Allzu viel half es nicht. Dann überschlug ich, was ich in LeHavre noch schuldig war. Tatsächlich! Es wäre zu schaffen. An diesem Morgen stürmte ich zum vierten Mal die altersschwache Treppe hinunter.

„Mon Dieu, mon Dieu!“, hörte ich Madame Leclaires hinter der Küchentür. Nicht so laut und so wild konnte das nur heißen. Mir war es gleich. Ich musste die Schiffsagentur noch vor Mittag erreichen. Ich hetzte in die Ruelle du Felicité. Hoffentlich hielt der Name, was er versprach. Während ich durch die